

Predigt in der Dominikanerkirche am 9. November 2014

Die Quelle heilenden Wassers (Ez 47,1–2.8–9.12)

Die evangelische Schwesterngemeinschaft auf dem Schwanberg in Franken besitzt eine Kirche, die in Deutschland ihresgleichen sucht. Sie hat einen Vorraum, in dem eine Quelle sprudelt. Es mag nur ein Brunnen sein, dem ein feiner Wasserstrahl entspringt; der kleine Bach führt nach draußen. Wenige Besucher werden sich daran erinnern, dass die moderne Architektur auf ein uraltes biblisches Bild zurückgreift. Sie werden sich einfach an einer bildkräftigen Symbolik freuen, von der man sich wohltuend in diesen Kirchenraum aufgenommen weiß.

Die eben vorgetragene Prophetenvision des Ezechiel steht Pate für die Architektur der Kirche auf dem Schwanberg. Der Prophet sieht eine Quelle unter der Schwelle des Tempels entspringen und die Wasser aus dem Tempel nach Osten und Süden abfließen. Er sieht sie immer mehr zunehmen, bis sie sich als Fluss in die Landschaft unter dem Tempelberg ergossen. Es ist wie eine Erinnerung an die Paradiesesflüsse, die nach der jehowistischen Erzählung vom Paradies im Anfang die Welt bewässerten und zum Garten machten.

Ezechiel lebt in einer Zeit der Zerstörung. Der Jerusalemer Tempel liegt in Trümmern; JHWH hat ihn verlassen und seinem Schicksal preisgegeben. Ein großer Teil des Volkes lebt nun in der babylonischen Gefangenschaft. Das Land um Jerusalem ist verwüstet. Kaum dass es noch irgendetwas wachsen lässt. Ezechiel schaut ein Gegen-Bild, ein Verheißungsbild. So wird es wieder sein: Vom erneuerten, wieder aufgebauten Tempel auf dem Zion werden die Wasser ausströmen, die das Land und die Weiten der Welt zum Garten machen. Was vertrocknet und zertrampelt ist, von diesen Wassern wird es sich nähren, aufleben, zu Kräften kommen. Noch die vegetationsfeindliche Salzbrühe des Toten Meeres wird von ihnen „geheilt“ und zum Leben in diesem neuen paradiesischen Garten beitragen.

Wer das Heilige Land kennt, wird mit diesem Bild im Herzen an den Streit zwischen Juden und Arabern um das Wasser des Jordan denken. Und an die Salzwüste, die sich scheinbar unaufhaltsam um das immer kleiner werdende Tote Meer ausbreitet, da die vorher abgeleiteten Jordanwasser nicht mehr dort ankommen. Wie möchte man sich da an Ezechiels Vision halten: dass es den Ort gäbe, auf dem so umstrittenen Tempelberg, von woher heilende und nährende Wasser ins verkarstete und salzbitter gewordene Land

ausströmen. Die politisch-religiöse Wirklichkeit in Israel sieht heute so quälend anders aus. Wer wüsste es nicht. Vom Tempelberg geht die tiefste Bitternis aus zwischen Juden und Muslimen: Fundamentalistische Juden, die den Felsendom und die El Aksa-Moschee, die heute auf dem Tempelberg stehen, wegreißen wollen, um einem neuen Tempel Platz zu schaffen. Muslimische Araber, die den Tempelberg als ihr Eigentum ansehen und die Juden möglichst von ihm fernhalten wollen.

Aber die Vision des Ezechiel wird von den Lesungen heute in einem ganz anderen Zusammenhang gestellt und so zu einem herausfordernden Gegen-Bild, an das man sich mit seinen Hoffnungen klammern möchte und mit dunklen Erinnerungen umgehen muss. Heute, an diesem eigentümlich lautenden Festtag, der sogar den normalen Sonntag im Jahreskreis „verdrängt“: am Weihetag der Basilika im Lateran; heute auch an diesem 9. November, dem Tag der „Reichskristallnacht“. Die Lateranbasilika ist die Mutterkirche der westlichen Christenheit; geweiht in der Frühzeit des Christentums, gewiss als der neue Tempel empfunden, da der alte wieder einmal und vermutlich auf immer in Trümmern lag.

Ein Fest des christlichen Selbstbewusstseins, da die Lateranbasilika nach vielen Jahrhunderten immer noch in Pracht dasteht? Das Evangelium von der Tempelreinigung Jesu, das wir gleich hören, mag diese „Lesart“ noch stützen: Der Lateran als der von Jesus gereinigte und geweihte Tempel der Christenheit, der Ort, der sich erhalten hat, weil Segen auf ihm liegt und er dem rechten Glauben eine Heimat bietet? Oder ist das Fest, das wir da begehen, ohne recht von ihm zu wissen, für heutige Christen eben doch das Fest einer kritisch-schmerzlichen Erinnerung, der Erinnerung an den Propheten Ezechiel, der die Verwüstung des Tempels mit ansehen musste und sich nur an seine Hoffnung halten konnte? Und gerade deshalb ein Fest, das uns Christen mahnt: Seht euch nicht als die religionsgeschichtlichen Sieger, deren Mutterkirche den Jerusalemer Tempel beerben durfte! Nicht erst das 20. Jahrhundert hat diese Beerbungs-Ideologie unvorstellbar schrecklich zu erfüllen versucht und ihr das von Anfang an verdiente Ende bereitet. Der 9. November erinnert auch daran, wie die christlichen Kirchen dazu beigetragen haben, den Juden ihre weltgeschichtliche und religionsgeschichtliche Legitimität streitig zu machen

Wenn man ohne jede christliche Überbietungsphantasie auf Ezechiels Vision blickt – wie könnte man eine Vision überbieten –, wird sie uns gerade heute zur Herausforderung: am

Weihetag der Lateranbasilika, am 9. November. Waren es wirklich nur Ströme der Gnade und der Heilung, die von dieser Mutterkirche der westlichen Christenheit über die Jahrhunderte in die Welt hinein ausströmten? Von ihr und von der Peterskirche, die sie irgendwie abgelöst hat? Nicht auch Fluten des Unheils, der Gewalt und der Unterdrückung?

Wo die Erinnerung länger zurückgeht als in die letzten Jahrzehnte, da wird sie unvermeidlich diese Frage aufwerfen: Was ist über die Jahrhunderte hinweg tatsächlich ausgegangen von den Mutterkirchen des westlichen Christentums an Segen und an Verhängnis, an Glaubenskraft, aber auch an Borniertheit, die viele Menschen bitter gemacht hat und geistlich austrocknen ließ. So dürfen wir vielleicht gerade heute dankbar auf das Gegenbild der Hoffnung aus dem Ezechielbuch schauen, der Hoffnung darauf, dass neue Quellen entspringen. Ja, die Dinge können sich ändern. Für diese Erfahrung steht ja auch dieser 9. November, der Gedenktag des Falls der Berliner Mauer. Für die Ewigkeit gedachte Mauern können durchlässig werden und fallen. An der Schwelle des Tempels kann von Neuem das heilende Wasser an die Oberfläche einer ausgedorrten Hoffnungslandschaft dringen.

Viele sehen die Quelle in der Kirche gegenwärtig stärker und stärker ausströmen; sie wissen sich von ihr genährt und „erquickt“, wie man früher so schön sagte. Viele sehen die Mauern brüchig werden, mit denen man sich in moralischen Ideologien einmauerte. Viele tragen freilich auch die Erinnerung an trübe Wasser mit sich, die kaum nähren oder erfrischen, mitunter sogar vergiften konnten. Wie sehnen wir uns danach, dass das Bild des Ezechiel Wirklichkeit wird, für Jerusalem und auch für Rom; dass die Menschen Erquickung finden, wo ihre Hoffnungen über so lange Zeit schon ausgetrocknet sind. Es braucht so wenig – und es ist doch so unendlich viel, dass das geschieht. Es braucht die Menschen, die selbst zur sprudelnden Quelle geworden sind, aus der andere trinken können (vgl. Joh 4,14): zur Quelle ihrer Hoffnung. Wie sehnen wir uns nach solchen Hoffnungs-Quellen, an der Spitze unserer Kirchen, unserer Staaten, mitten unter uns! Wenn wir uns zu dieser Hoffnung bekennen und sie *hegen* würden, vielleicht würde das ja schon etwas ändern; vielleicht würden wir sie hier und da entdecken, diese Hoffnungs-Menschen, die Leben in Kirche und Welt bringen. Vielleicht müssen sie gerade von unserer Sehnsucht gesucht und getragen werden, in Jerusalem, Rom und anderswo.

Jürgen Werbick